

Philosophie gesund, wenn sie nicht als Beruf, als anerkanntes Fach betrieben werden könnte. Ein Beispiel dafür, daß dies nicht nur ein vermutlich unvermeidlicher, sondern für die Philosophie auch gesunder Weg sein könnte, bieten diejenigen totalitären Staaten, in denen Philosophie als dogmatische Integrations-Ideologie betrieben wird: die wirklich relevanten Arbeiten, von denen wir allerdings nur gelegentlich etwas zu hören bekommen, werden in Abendstunden nebenbei von Personen geschrieben, denen man den Zugang zu den Wissenschafts-Institutionen verweigert. Soweit ich es beurteilen kann, sind diese Arbeiten zwar nach westlichen Standards naiv; aber sie erscheinen den dortigen Zeitgenossen – und zwar den Nichtphilosophen – relevant. Was man, so befürchte ich, von der bei uns betriebenen Philosophie nur im Ausnahmefall sagen kann.

Philosophie als institutionalisierte Naivität

Von Robert SPAEMANN (München)

Der Titel dieses kleinen Vortrags enthält, was man im 18. Jahrhundert ein Paradox nannte, d. h. eine der geläufigen entgegengesetzte Ansicht. Wir sind gewohnt, Philosophie als das genaue Gegenteil von Naivität anzusehen. Der common sense ist naiv. Und die Wissenschaften sind auch in einem gewissen Grade naiv, weil sie gewisse theoretische und praktische Voraussetzungen ihrer selbst ungedacht lassen. „Die Wissenschaft denkt nicht“, sagt Heidegger. Philosophie hingegen thematisiert dieses Ungedachte. Sie ist absolute Reflexion. Sie hinterfragt alles noch einmal – um dieses scheußliche Wort aus der Sprache evangelischer und leider auch katholischer Akademien zu gebrauchen. Die Wissenschaften hinterfragen auch. Das heißt, sie versuchen weniger allgemeine auf allgemeinere Gesetze zurückzuführen, Oberflächenstrukturen auf Tiefenstrukturen, Bewußtes auf Unbewußtes, Meinungen auf Vorurteile und Interessen, Interessen auf gesellschaftliche Stellungen.

Wozu ist dieses Hinterfragen gut? Es vermehrt unsere Kenntnis von der Wirklichkeit und damit unsere Möglichkeit, die Wirklichkeit unseren Zwecken entsprechend zu benutzen und für solche Benutzung zu verändern. Die Philosophie vermehrt diese Kenntnisse nicht. Was man hingegen von ihr erwartet, was diejenigen erwarten, die öffentliche Mittel für philosophische Institute bereitstellen, ist, daß die Philosophie Hilfestellung leistet bei der Verständigung über unsere Handlungszwecke und über die einschränkenden Regeln, die wir bei der Verfolgung dieser Zwecke respektieren. Und dies ist ja in der Tat seit Platon der Anspruch der Philosophie: Wissen über richtige und falsche Ziele, richtige und falsche Prioritäten zu sein. Und aus ihm folgte konsequent die These Platons, das Problem der Lebensqualität ließe sich nur lösen, wenn die Philosophen, die davon etwas verstehen, es zu sagen haben. Kants Meinung in dieser Frage war von der Platons gar nicht weit entfernt. Nur glaubte Kant, bei der Personalunion von Philosoph und Machthaber sei das Risiko zu groß, daß die Philosophie korrumpiert werde durch die notwendigerweise taktischen Gesichtspunkte des Machthabers. Es sei deshalb besser, den Philosophen einen maßgeblichen Beraterstatus einzuräumen.

Regieren und beraten setzt freilich voraus, daß man Gesichtspunkte hat, die es wert sind, mitgeteilt zu werden. Gesichtspunkte, die, wenn sie einmal ausgesprochen sind, von sich aus für andere etwas Einleuchtendes haben. Vor allem aber Gesichtspunkte, deren Hinterfragung in psychologischer oder soziologischer Absicht zwar vielleicht möglich, aber weniger ergiebig und interessant ist als die Gesichtspunkte selbst. Solche Gesichtspunkte könnte man vernünftige Gesichtspunkte nennen. Alles sogenannte Hinterfragen, alle sogenannte kritische Reflexion muß ja, wenn es nicht um die Befriedigung einer krankhaften Idiosynkrasie handelt, von irgendeiner Vorstellung darüber getragen sein, wozu sie gut sein soll. An sich selbst ist sie kein für den Menschen besonders befriedigender Zustand. Das Gute kann nicht in der Frage selbst, sondern muß in der Antwort liegen. Das war wiederum schon Platons These. Dialektik, das kritische Hinterfragen, so schreibt er, betreiben vor allem junge Leute gern. Man muß aber damit vorsichtig sein,

denn wenn am Ende bei der Dialektik nur ein Trümmerhaufen übrig bleibt, hat das Ganze nicht gelohnt. Es kommt dann der Tyrann, der die Aufräumungsarbeit macht und, wo vorher viele kleine Häuser waren, ein großes Gefängnis errichtet. Entweder also, die Philosophie kommt bei ihrem Fragen bei einem Anhypotheton, einem letzten nicht hinterfragbaren Grund an, oder es wäre besser, sie finge gar nicht an. Es sei denn, sie behauptete, das kritische Reflektieren als solches sei bereits das Gute. Aber dann ist mindestens dies ein Anhypotheton, das nicht mehr hinterfragt werden soll. Spätestens hier ist der Defektprotz genötigt, zum Substanzprotz zu werden – um eine Unterscheidung des jungen Odo Marquard zu zitieren. Aber er ist dazu schlecht ausgestattet. Denn daß der Zustand der Dauerreflexion sich sozusagen aus sich selbst als letztes Umwillen empfiehlt, wird man kaum behaupten können. Er ist ja doch offenbar ein Zustand der Unzufriedenheit. Wären wir nun gerade mit dieser Unzufriedenheit zufrieden, dann würde sie und also die Reflexion erlöschen. Die Philosophie muß also, wenn sie überhaupt einen Sinn haben soll, irgendwo ankommen. Sie muß dahin gelangen, bestimmte Ansichten für vernünftiger zu halten als andere, und bestimmte Vorschläge für besser als andere. Und dies aufgrund von Maßstäben, die nicht ihrerseits wieder hinterfragbar sind, denn sonst würde der ganze Aufwand nicht gelohnt haben.

Ich sagte, die Philosophie *muß*, wenn sie einen Sinn haben soll. Aber ob sie überhaupt einen Sinn hat, ob sie heute noch einen Sinn hat, das ist damit noch nicht gesagt. Man kann dies bestreiten mit dem Hinweis darauf, daß die Philosophie sowohl als skeptische Reflexion wie auch als spekulative Theorie ein unzeitgemäßes Residuum der Naivität sei. Dies erschien übrigens schon einem energischen Denker des 5. Jahrhunderts vor Christus in Athen so. Philosophie als geistiges Training für junge Leute will Kallikles wohl gelten lassen. Wer aber als erwachsener Mensch mit seinen Maßstäben noch immer nicht ins Reine gekommen ist, sondern allen Ernstes nach so etwas wie *richtigen* Maßstäben fragt, und wenn er sie gefunden zu haben glaubt, andere davon zu überzeugen sucht, statt praktische Politik zu machen, der hat, so meint Kallikles, Schläge verdient. Ein gebildeter Mensch bietet nicht den „Wachturm“ feil. Philosophie erscheint in dieser Sicht als Resultat einer nicht überwundenen Pubertätsphase, für die ja radikale Skepsis ebenso bezeichnend ist wie eifernder Dogmatismus. Philosophen sind, so könnte man den Gedanken fortspinnen, Leute, die ihr Identitätsproblem nicht gelöst haben und aus dieser Not eine Tugend machen. Fehlende Handlungsorientierung kompensieren sie durch deren permanente Thematisierung. Und mangels hinreichender Sicherheit ihrer eigenen Identität müssen sie sich entweder – wie in der Metaphysik – des Seins im Ganzen oder aber – wie in der neueren Philosophie – eines imaginären Konsenses aller vergewissern, um leben zu können. Aber was dann in solchem Begriff Gottes oder eines Könsenses aller denkenden Wesen vorgestellt wird – das war von Kallikles bis Nietzsche der Einwand – ist doch stets nur die Projektion der schwächlichen Individualität, der ihre Partikularität zum Problem wird. Philosophie lebt von der Resistenz gegen die Zerstörung ihrer Naivität durch psychologische Aufklärung.

Nun gilt heute allerdings Psychologie selbst als aufklärungsbedürftig, nämlich durch Soziologie. Der Prozeß der Individuation ist von dem der Sozialisation nicht trennbar, und sein Mißlingen ist zugleich ein soziales Phänomen. Der Prozeß kann nur gelingen mittels einer Vorgabe kollektiver verbindlicher Weltorientierung. Die philosophische Frage nach einer schlechthin allgemeingültigen Weltorientierung, nach so etwas wie absoluten Maßstäben für wahr und falsch, besser und schlechter, wichtiger und unwichtiger, erscheint so als Ausdruck eines sozialen Defekts, einer sozialen Desintegration und begleitender Erschütterung kultureller Normen. Entzweiung ist der Grund für das Bedürfnis nach Philosophie, sagt Hegel. Die Naivität der Philosophie scheint nur darin zu liegen, daß sie sich für eine Therapie der Krise hält – für „Orientierungskrisenmanagement“, um einen Ausdruck von Hermann Lübbe zu gebrauchen –, während sie doch selbst nur ein Krisensymptom ist. Sie kann die Fragen nicht lösen, die sie stellt, weil das Stellen solcher Fragen selbst das Problem ist. Gelöst wäre es, so meinte Wittgenstein, wenn das Bedürfnis, sie zu stellen, erloschen wäre. Aber dieses Erlöschen herbeizuführen ist Philosophie nicht das geeignete Mittel.

Warum nicht? Weil Probleme sozialer Praxis sich nicht auf der Ebene individueller Reflexion lösen lassen. Auch hier ist Philosophie der Versuch, aus der Not eine Tugend zu machen, die erschütterte Selbstverständlichkeit sozialer Weltorientierung durch eine individuelle Orientierung zu ersetzen, die die soziale an Verbindlichkeit übertreffen will, indem sie sich als ver-

nünftige versteht, d. h. sich statt auf den faktischen Konsens einer Gruppe auf den imaginären Konsens aller denkenden Wesen beruft. Gegenüber soziologischer Aufklärung von Comte bis Luhmann erscheint aber dieser Standpunkt philosophischer Vernunft als naiv, zugehörig einem Jugendstadium der Menschheit. Menschliche Handlungen, so werden wir belehrt, sind nur als Funktionen ihres sozialen Kontextes verstehbar. Es ist aber sinnlos, an das System, durch das die Funktionen definiert werden, noch einmal Sinnfragen richten zu wollen. Es ist naiv, sozialen Systemen Rechtfertigungen vor der Vernunft handelnder Individuen abzuverlangen und gar dem individuellen Raisonement in Gestalt der Gottesidee ein imaginäres Tribunal zu verschaffen. Legitimationsfragen sind philosophische, also naive Fragen. Sie können nicht beantwortet, sie können nur zum Schweigen gebracht werden, sei es durch Gewalt, sei es durch Bereitstellung von Alternativbefriedigungen, sei es durch die Utopie einer künftigen legitimationsunbedürftigen, weil herrschaftsfreien, Gesellschaft. Philosophieren heißt: Legitimationsfragen, Warumfragen stellen, sei es an das Universum, sei es an menschliches Handeln, sei es an soziale Systeme. Philosophieren heißt, die Warumfragen, die wir als Kinder stellten, nicht durch Wiefragen verdrängen lassen, sondern gegenüber dieser Zumutung ungerührt fragen: „Und warum soll ich auf die Warumfrage verzichten?“ Die Antwort hierauf muß wohl oder übel eine philosophische sein.

Descartes hatte beklagt, daß wir als Kinder zur Welt kommen und infolgedessen zeitlebens die Vorurteile unserer Kindheit nicht gänzlich loswerden. Was Descartes noch nicht sah, ist dies, daß Vernunft und Freiheit selbst Vorurteile unserer Kindheit sind und also Fremdkörper in einer erwachsen werdenden und ihre natürliche Herkunft verwischenden Welt. Ein kluger Mann wie Skinner ermahnt uns denn ja auch, uns dieser naiven Begriffe endlich zu entledigen, um einer perfekteren Bedürfnisbefriedigung willen solche nicht homogenisierbaren Bedürfnisse abzustreifen und den Schritt beyond freedom and dignity zu tun. Wenn wir diesem Rat folgen, werden wir vor allem zunächst den Schritt weg von Philosophie tun. Denn so kindliche Motive wie freedom and dignity sind das einzige Interesse, das uns zur Philosophie motiviert. Und wenn ich Philosophie eine naive Denkweise nenne, dann erstens, weil sie in der Tat auf einer Art von Unmittelbarkeit besteht, die in der modernen Welt ein Anachronismus ist. Angesichts einer sich ständig mehr verwissenschaftlichenden Welt ist sie Denken im gewöhnlichsten Sinne des Wortes und verzichtet auf jene überaus ergiebige Denkersparnis, die wir Methode nennen. Da Methoden zu ihren Gegenständen gehören, kann sie sich auf keinen Methodenkonsens abstützen. Deshalb kann sie zweitens nicht teilnehmen an der wissenschaftlichen Arbeitsteilung. Auf gesicherte Arbeitsergebnisse eines andern könnte ich mich nur verlassen, wenn die Methode mir ihre Zuverlässigkeit verbürgte. So aber muß jeder Philosophierende gewissermaßen alles noch einmal selbst denken. Das ist geradezu lächerlich unökonomisch und erinnert wiederum an Kinder, die alles selber machen wollen. Drittens schließlich besteht die Naivität philosophischen Denkens in seinem kindlichen Ernst. Die Wissenschaften behaupten alles, was sie behaupten, mehr oder weniger hypothetisch, vorläufig und bis auf weiteres. Sie haben Zeit. *Ars longa, vita brevis*. Die Philosophie hat es mit der *vita brevis* zu tun. Was für den Mediziner ein interessanter Fall ist, ist für den Kranken eine Lebensfrage. Auch dies kann man zwar wieder zum Gegenstand einer Wissenschaft machen, nämlich die Psychologie von Kranken, aber dann wird die Frage wieder entschärft zu einem Problemkreis für Hypothesen. In bezug auf das Ganze der Wirklichkeit gibt es eigentlich keine Hypothesen, denn wie sollten diese verifiziert oder falsifiziert werden?

So bleiben der Philosophie nur apodiktische Behauptungen. Und in ihnen steht meistens der Begriff von Philosophie selbst auf dem Spiel – so, daß Philosophen einander oft bestreiten, daß das, was sie treiben, überhaupt Philosophie oder überhaupt sinnvoll sei. Gerade weil es ihnen um einen universellen Konsens aller denkenden Wesen geht, bringen sie keinen realen Konsens aller Philosophen auch nur darüber zustande, was Philosophie sei. Und ihre Auseinandersetzungen haben mehr Ähnlichkeit mit Kriegen als mit gelehrten Kontroversen. Denn es steht ja ihre Identität auf dem Spiel und nicht partikuläre Inhalte. Aber eben diese allen Neutralisierungsversuchen widerstehende Weigerung oder Unfähigkeit, Form und Inhalt oder das Denken vom Denkenden zu trennen, ist das, was ich die Naivität der Philosophie nenne. Max Horkheimer hat in dem letzten Interview kurz vor seinem Tode ausdrücklich die Frage bejaht, ob nicht an seiner Philosophie etwas Kindliches, etwas Naives sei. Er hat diese Naivität als

Fremdkörper in einer „vollautomatisierten Gesellschaft“ verstanden, „einer Gesellschaft ohne Moral, ohne Geist“. Auf die Frage, ob eine Gesellschaft ohne Religion und Philosophie möglich sei, hat er allerdings auch mit Ja geantwortet und gesagt: „Der Geist ist eine Übergangerscheinung. Er gehört zur Kindheitsepoche der Menschheit, wenngleich er die realistischen Voraussetzungen der Experten nicht selten relativiert. Wir können, so fuhr er fort, allenfalls hoffen, daß die künftige Menschheit etwas von Religion und Philosophie bewahrt, so wie der wahrhaft erwachsene Mensch ein Stück seiner Kindheit.“

Ist diese Hoffnung wider alle Hoffnung Horkheimers begründet? Nun, sie kann nur so begründet sein, wie eine self fulfilling prophecy begründet ist. Selbstsein und Vernunft haben in der Welt keine objektiv garantierte Existenz. Niemand kann die Menschen hindern, sich selbst als Gegenstände zu verstehen. Als Student saß ich einmal in einer Wahlversammlung, in welcher der Redner eine faustdicke Lüge aufstichtete. Ich war darüber empört und entschlossen, den Mann allein schon aus diesem Grunde nicht zu wählen. Zwei Kommilitonen suchten mir das als Naivität auszureden. Es komme schließlich auf die Richtigkeit oder Falschheit der Tendenz an. Schließlich könne man dem Volk, wenn man die Mehrheit gewinnen wolle, nicht immer die Wahrheit sagen. „Gut“, sagte ich, „das mag sein wie es will. Aber wer ist das Volk? Offenbar besteht es aus lauter Leuten, die zum Volk alle anderen außer sich selbst rechnen und die deshalb so naive Gefühle wie Empörung darüber, belogen zu werden, weit von sich weisen“. Ich meinte damals, daß die Freiheit eines Volkes daran hängt, daß jeder auf seinem Recht besteht, empört zu sein, wenn man ihn belügt und beleidigt, wenn man ihn beschimpft. An diese Geschichte mußte ich denken, als ich Horkheimers ebenso naive Bemerkung las, daß ihm das überfreundliche Zeremoniell bei Begegnungen demokratischer mit nichtdemokratischen Staatsmännern mißfalle. „Die Würde des Menschen ist unantastbar“ – dieser Satz unserer Verfassung besagt nicht, daß man die Würde nicht antasten könne, sondern, daß wir ihre Verletzung im Geltungsbereich des Grundgesetzes verhindern wollen. Wodurch wird sie denn verletzt? Um dies zu beantworten, müßten wir schon einen Begriff von ihr haben. Die Behauptung eines solchen Begriffs gegenüber allen Versuchen seiner psychologischen Überwindung oder systemfunktionalen Domestizierung ist Sache der Philosophie. Sie hat dabei im Grunde nichts anderes zu tun als das, was die Gemüsefrau schon immer wußte, in Schutz zu nehmen gegen den fortgesetzten Versuch einer gigantischen Sophistik, es ihr auszureden. Bei der Verwissenschaftlichung unserer Alltagswelt genügt es dafür nicht, auf eine gar nicht mehr existierende ordinary language zu rekurrieren. Die Naivität, von der hier die Rede ist, bedarf vielmehr der sokratischen Rekonstruktion durch Philosophie. Daß es Farben „an sich“ nicht gibt, weiß ja heute schon jedes Kind. Es bedarf philosophischer Phänomenologie, um zu begreifen, daß es sie wohl gibt. – Philosophie wird deshalb genauso lange dasein, wie wir eine Grenze unserer eigenen Vergegenständlichung wollen. Damit aber dieser Wille gegenüber den totalitären Tendenzen der Gesellschaft und der Wissenschaft nicht zum ohnmächtigen Unbehagen wird, bedarf es der Institutionalisierung des philosophischen Gesprächs im Rahmen des organisierten Wissenschaftsbetriebs selbst. Es ist ein Kennzeichen freiheitlicher Staaten, daß sie Institutionen bereitstellen für ein solches freies, durch keinen Systembedarf definiertes, durch keine gesellschaftliche Relevanz ausgewiesenes, durch keinen Methodenkonsens abgesichertes, also ein freies, seine Naivität reflektierend behauptendes Denken.